

# Das Wunder einer Christnacht

Autor(en): **Schmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 52

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650243>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Wunder einer

mit dem lieben, hübschen Gesichtchen hatte dem Alten aus der Wirtschaft am Platze einen heissen Grog holen müssen, war dann mit seinen von Schneestollen besetzten Holzschuhen ein wenig ausgeglitten und hatte einen Teil des Getränkes verschüttet.

Während Herr Anselm nun den schönsten Baum auswählte, kam er mit dem Greise ins Gespräch und vernahm, dass die Kleine eine Waise und das Enkelkind des Alten war. Da erinnerte er sich, dass seine junge Frau im ersten Jahre nach dem Tode ihres eigenen Mädchens hin und wieder von Leuten gesprochen hatte, die ein fremdes Geschöpflein an Kindesstatt annahmen und nun Freude mit ihm erlebten... «Freude!» Wahrhaftig, in diesem Zusammenhang war der Gattin das sonst sehr gemiedene Wort auf die Zunge gekommen! Hatte sie damit nicht vielleicht einen innigen Wunsch ausgesprochen, den er nicht als solchen erkannt hatte, weil er nur so leis und fein geäußert worden war?.. Und nun hiess die verschupfte Kleine da noch zu alledem Trudeli!

In Herrn Anselms Innerem ging mit eins ein helles Licht auf, so strahlend wie ein lichter-reicher Christbaum selber. Nun sah er erst recht ein, dass es sich um ein ganzallerliebtes Geschöpfchen handelte, das da vor ihm stand — und wenn der brummige Alte nicht wusste, was «man mit solchen Gofen anfangen soll», er, der nun auf dem Markte den schönsten Baum erstanden hatte, er wusste es... Mit dem Alten gab es wohl noch allerhand zu besprechen. Doch fast schneller als beim Christbaumkauf wurden sie dann in einer Sache einig, die auch die liebliche Kleine rasch zu verstehen schien, denn schon schmiegte sie sich zutraulich an den Herrn, der nun ihr «neuer Papa» werden sollte.

Selten war eine Weihnachtsbescherung sorgfältiger und heimlicher vorbereitet worden als in diesem Jahre die im Hause des Herrn Anselm. Die alte Magd wusste jedoch in vielen Dingen Rat und verwandelte das arme Kind in ein über alle Massen schmuckes Mädlein. Als dann Frau Anselm am Weihnachtsabend aus der Kirche nach Hause kam und der wundersame Christbaumduft ihr im Treppenhaus entgegenquoll, nahm sie an, dass er aus den anderen Wohnungen des Hauses herausgedrungen sei... Doch wie sie nun die eigene Wohnung betrat und ihr, kaum, dass sie die Türe aufgemacht hatte, der allerschönste Baum in seinem Lichterglanz aus dem Wohnzimmer entgegenleuchtete, und der Gatte ein zierliches Mädlein bei der Hand nahm und ihr entgegenführte, indem er sagte; «Sieh, meine Liebe, nun haben wir wieder ein Trudeli, und es soll und will für immer bei uns bleiben», da verbreitete sich, langsam erst, doch alsdann immer strahlender, mit dem Glanze des Christbaums der höhere der innigsten Herzensfreude über ihr feines, schmales Gesicht.

Und wie nun das Mädchen sich ganz zutraulich an sie schmiegte und sagte: «Gelt, nun bist du meine liebe Mama?», da fielen ihm vorerst zur Antwort ein paar Freudentränen auf die Stirn, und dann hörte es die erlösenden Worte: «Ei, ja, und du bist unser Kindlein, unser liebes Trudeli!» Zum Gatten gewandt aber sagte nach einer Weile die junge Frau: «Weisst du, heute habe ich in der Kirche gerade die rechte Predigt gehört: sie handelte von dem wundersamen Ausspruch: Lasset die Kindlein zu mir kommen...»

Es gab noch viel zu fragen, zu erzählen und zu berichten an diesem Weihnachtsabend bei Herrn Anselm. Alles aber, was gesprochen wurde oder auch unausgesprochen blieb, zeugte davon, dass nun wieder Liebe, Wärme und Freude in ehemals vereinsamte Menschenherzen eingezo-gen war.



Ueber den fernen Hügelsäumen lag noch der goldene Glanz der versinkenden Sonne. Der Himmel war wie in Blut getaucht. Selten mild und klar verdimerte der späte Novemberabend. Die ersten Frostnächte waren eingefallen, aber die warmen Sonnenstunden dieses Nachmittags hatten die drohenden Verböten verschleucht.

Hedwig Wegmann und Martin Gerster kehrten von einem Spaziergang heim. Tief in Gedanken schritten sie rainabwärts. Wald und Erde, der Geruch umgeborener Felder wob um sie. Lange sassen sie oben, am Waldrand, im wechselnden Spiel von Licht und Schatten, staunten wortlos in die Farben des abendlichen Himmels und der bunten Wälder.

In Hedwig schwang die Freude über den gut und still verlebten Nachmittag nach. Heute war ihr Glaube an ein treues, beidseitiges Verbunden-sein erstarkt. Seit dem Kriege hatte sie manchmal bei Martin etwas wie eine Entfremdung gespürt, sich darob geängstigt und gequält.

Wohl verlangte die Schwere der Zeit, der Kampf um eine Existenz, seinen ganzen Einsatz, aber waren das Gründe, sich von ihr innerlich zu entfernen? — Was nützte das Fragen? —

Hedwig hasste das stete Auf und Ab der Gefühle, wo Zweifel und Glaube miteinander ringen. Glauben und durchhalten musste man! Jene geheimnisvolle Kraft, der Glaube an Treue, war bei ihr noch nicht erschüttert.

Martin begleitete Hedwig bis an die Türe ihres Hauses. Das Mädchen legte dort ruhevoll seine Hand in die Martins und sah ihn an:

«Auf Wiedersehen, Martin! Wann sehen wir uns wieder?»

Er erwiderte den Gruss und sah Hedwig ein wenig unsicher an. Aber dann sagte auch er laut und bestimmt:

«Auf Wiedersehen, Hedwig! — Am nächsten Sonntag kann ich nicht abkommen, aber in vierzehn Tagen bin ich wieder bei dir...»

Zehn Tage später lag in Hedwigs Briefkasten eine Karte von Martin:

«Leider muss ich die verabredete Begegnung um einige Tage hinausschieben wegen einer überhäufung. Ich werde dir dann später schreiben, wenn es mir möglich ist, zu kommen.

Hedwig wartete. Es kam kein Brief. Sie wartete viele Tage lang sorglos und ein paar weitere Tage beunruhigt. Der Brief kam nicht. Ihr Wesen, seit dem letzten Begegnen gelöst, drängte zu einem Wiedersehen.

Als immer noch keine Nachricht kam, ging sie einmal kurz entschlossen zum Telephon und läutete an.

Während sie auf die Verbindung wartete, begann ihr Herz laut und jagend zu schlagen. Endlich war die Verbindung da.

Sie begann: «Hier Hedwig! Ist etwas nicht in Ordnung bei dir?»

Nach einigem Zögern kam die Antwort «Es geht mir gut. Ich komme morgen bei dir vorbei.»

Hedwig stand atemlos. Martin musste doch noch etwas sagen... Das Gesagte war sparsame Auskunft.

Er sagte nichts mehr. Der Hörer fiel in die Gabel. Die Verbindung war abgerissen.

Ganz betäubt lief Hedwig davon.

Was war mit Martin? Was ging in ihm vor?

Jede Fiber ihres Gehirns, jeder Nerv spannte sich. Sie begriff nichts. Dieses abgerissene Gespräch sah Martin, trotz der zeitweiligen Uebelgelauntheit nicht ähnlich. War die unbegrenzte Möglichkeit der Hoffnung schon begrenzt? Bis jetzt hatte Hedwig geglaubt, dass Liebe, trotz aller Verschiedenheit, etwas Beglückendes sein müsse, jetzt merkte sie, dass davon Unruhe, Furcht und Zweifel kamen.

Am andern Tag, erst gegen Abend, kam Martin. Hedwig hatte Stunden vergeblich gewartet. Er kam wie im Zwang das Weglein herauf, hob einmal scheu die Augen und suchte das Haus. —

Da sah er Hedwig im Garten. Sein Blick senkte sich rasch, aber sein Rücken straffte sich, als er auf das Mädchen zuschritt:

«Guten Abend, Hedwig», grüßte er scheu, «ich sollte mit dir reden...» Er sah an ihr vorbei, —

Ohne Verständnis, aus dunkel bestürzten Augen sah das Mädchen ihn an und deutete stumm auf die Laube.

Sie gingen die Stufen hinan und setzten sich, Hedwig in den Stuhl, in welchem sie oft gesessen, wenn Martin gekommen war. Martin liess sich zu äusserst auf der Bank nieder, als sei schon das zu viel und sein Dasein in diesem Haus nicht mehr gerechtfertigt. (Er war hier viele Jahre aus- und eingegangen.)

Martin schwieg lange. Er behielt seine strenge, unbewegliche Haltung. Aber dann gab er sich einen Ruck: «Hedwig... ich... ich muss dir etwas sagen: ich möchte einen andern Weg gehen. Ich sehe, dass ich mich geirrt habe...»

Das Mädchen sah ihn an: «Ist dir eine andere begegnet?»

Steif und ledern sass Martin, die schlanken Hände zusammengelegt und zwischen die Knie gepresst.

«Ja», sagte er leise, «es war ein stilles Begegnen mit einer andern...»

Nun wurde es still in der Laube. Für Hedwig versank die Welt wie ein Traumgesicht. Nun hatte das Leben für sie zum schwersten Schlag ausgehollt.

Nur jetzt nicht die Haltung verlieren, zuckt es durch ihr Hirn. Sie steifte den Rücken und sass unbeweglich. Kein Wort verriet, was in ihrem Innern vorging. Dort frass ein verzehrendes Feuer. Alles in ihr schrie, aber sie blieb unbeweglich. Ihre Hände spannten sich ineinander, damit eine der andern Stütze sei und das Zittern nicht gar so deutlich würde... Alles blieb still.

Da nahm Martin allen Mut zusammen und redete: «Wir waren doch zu verschieden, Hedwig...»

Hedwig schwieg. «Ich habe das Gefühl, dass wir uns ganz verstehen, Ruth und ich, es wird nichts Unausgeglichenes zwischen uns geben...»

Das Mädchen rang innerlich nach Luft wie eine Erstickende, aber sie bewahrte ihre äussere Ruhe. Sie schwieg und würgte die aufquellenden Tränen mit dem Mute der Verzweiflung nieder.

Martin erhob sich wie in schwerem Zwang, trat zu Hedwig und bot ihr die Hand: «Gute Nacht, Hedwig, trage mir nichts nach, ich kann nicht anders...»

Er ging! Hedwig hörte seinen ungewissen Schritt. Im Garten wurde der Schritt immer schneller, fast jagend. Martin lief davon, als sei er auf der Flucht. Die Gartentür fiel ins Schloss.

Jetzt verhalte der Schritt... Der Mond stand über den Feldern. Er war sehr gross über dem Horizont und tauchte die Ferne in ein ungewisses Licht. —

Hedwig blieb unbeweglich und lauschte. Sie lauschte noch lange, als nichts mehr zu hören war und vernahm nichts, als den eigenen Herzschlag, der zuweilen aussetzte, um neu und jagend den Lauf wieder aufzunehmen. Immer mehr sank sie im Sessel zusammen, immer tiefer, bis sie zu einem Häuflein kauernenden Menschenleibes wurde, zu einer hilflosen Hülle, die nur schlecht den schreienden Schmerz der todwunden Seele verbarg.

Martin hatte über Liebe und Ehe stets besondere Ansichten gehabt. In ihm war viel Dunkles und Verschwiegene, aber auch eine Fülle zarter und leiser Dinge, von denen sein Mund nie viel geredet hatte. Gerade die Wortkargheit hatte ihn in Abseitigkeit und Alleinsein geführt.

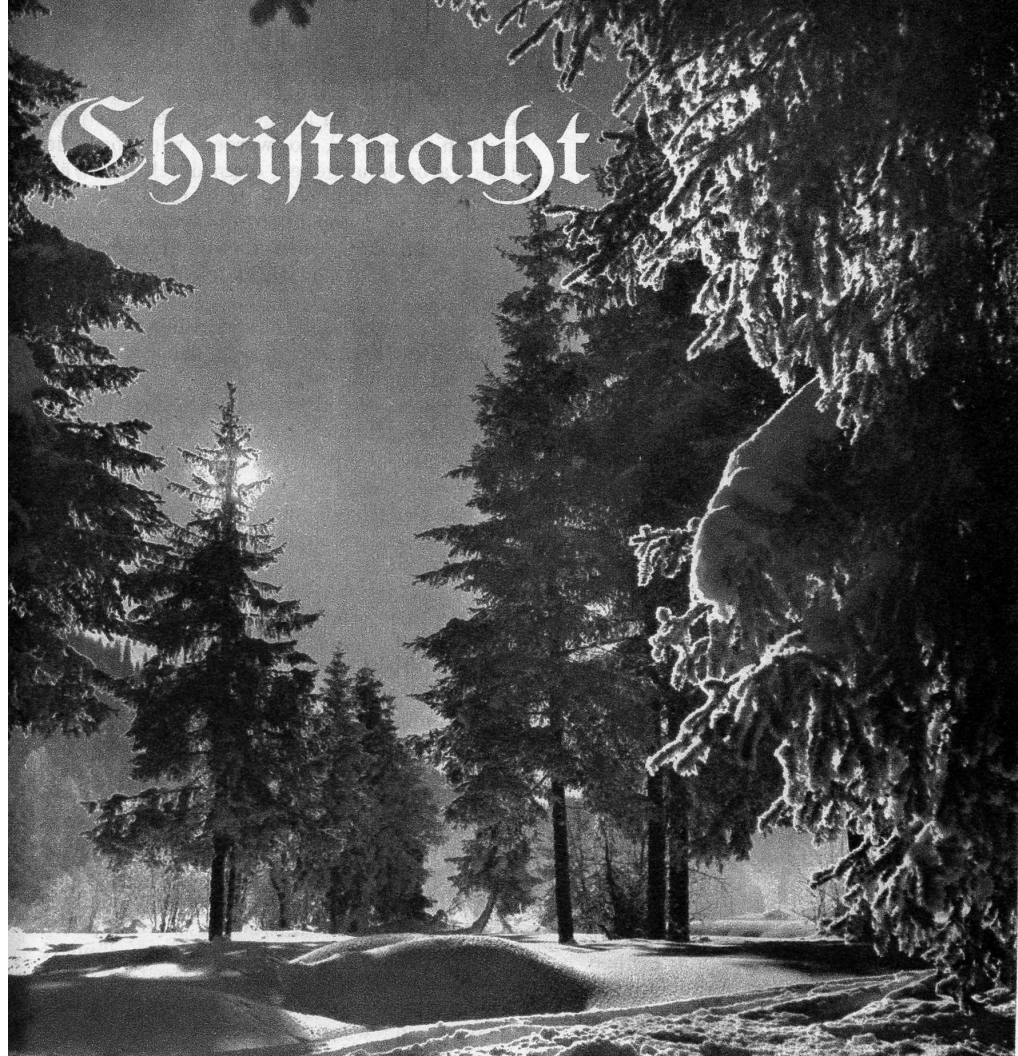
Hedwig selbst war eine jener Naturen, die erst in der Liebe eines Mannes frei werden. Immer mehr erstarkte in ihr der Glaube, dass sie und Martin in schicksalhafter Bestimmung zusammen gehörten. Sie spürte die Bindung als einzige, tiefste und weiteste irdische Gemeinschaft, deren sie je fähig sein würde.

Trotz dem grossen Unterschied des Temperaments und der Lebensatmosphäre fanden Hedwig und Martin sich in der kommenden Zeit herzlich zusammen. Eine schöne Zeit verfloß.

Da brach der Krieg aus. Nach dem ersten Grenzdienst schien Martin



# Christnacht



verändert. Die grosse, äussere Veränderung fiel bei Martin auch mit einer inneren Wandlung zusammen . . . Wenn er von seinen Dienstleistungen sprach, konnte er lebhaft und erregt werden, wie er früher nie gewesen. Aber plötzlich wurde er dann einsilbig und gab auf Fragen, was ihn so stark beschäftigte, keine Antwort.

Von nun an war für Hedwig jeder Tag eine unendliche Leere, jede Nacht ein Wachen und Rückerinnern. Unfassbares hatte ihr den Freund entrissen. Sie nahm ihre Umgebung nicht mehr wahr und sah doch Menschen lachen und traurig sein, Tage aufstehen und wieder versinken. Es sank nichts mehr in ihr Bewusstsein. In dunklen Strömen rann Schwermut auf sie nieder und trübte den Kern ihres Wesens.

Spürte Martin nicht, wie sehr sie ihn liebt? Wie sie jetzt litt? Wog eine Freundschaft nur soviel? Stand nichts mehr in ihm auf, das aufklang? Geschah das nicht, war die ganze Welt, der Glaube an die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit eine Lüge.

In des Lebens rastloser Verwandlung musste es doch etwas Festes geben, etwas Dauerndes. Das Feste hiess Treue. War Liebe ohne Treue möglich?

Nacht um Nacht lag Hedwig schlaflos. Es stimmte etwas nicht mehr mit ihrem Menschenglauben.

Immer noch hoffte sie auf Martin, auf ein Zeichen von ihm. Sie wartete und hoffte. Täglich kam der Postbote. Lange vorher schaute Hedwig aus dem Fenster und suchte auf der Dorfstrasse die blaue Uniform. Wäre es nicht möglich, dass Martin sich geirrt? Der Brief musste kommen . . .

Es wurde Spätherbst, Frühwinter. Kein Ruf erreichte sie. Mählich wuchs die Erkenntnis: Martin kommt nicht wieder. —

Nun war Adventszeit. Zeit des Wartens und Sichfreuens, dachte Hedwig an einem Sonntagabend. Ströme der Liebe mussten aufbrechen in diesen Tagen, aufsteigen zu Gott, von Mensch zu Mensch fliessen, trotz der ruhelosen Zeit. —

Träumend sass die Einsame im Winkel der Stube und lauschte auf das Rauschen des Windes, der leiser und lauter heranbrauste und erstarb. Milder kamen heute die Erinnerungen an Martin.

Die eine Frage blieb zwar immer: Ist kein Tag unserer gemeinsamen Tage in seiner Seele aufbewahrt, kein Gedanke und kein Wort, das wir tauschen, in seinem Erinnern verankert? —

Die Nacht brach herein. Der Garten lag hell in der frischen Schneedecke. Der Wind hatte sich gelegt, am Himmel standen ein paar Sterne. Die Mondsichel legte einen schwachen Silberstreifen über den Weg. Auf die Strasse warf sie ein grauweisses Licht. Hell und ruhig stieg der Kirchturm auf.

Viele Stunden sass Hedwig nachdenkend und kauerte immer tiefer im nächtlichen Dunkel. Immer musste sie alle Dinge ganz tun, so auch das Denken . . . Sie legte die Stirne an das kühle Glas des Fensters. Das erfrischte für einen Augenblick.

Ihr Gesicht hatte die Zartheit der Jugend verloren. —

Würde das Feuer der Schmerzen in ihrem Innern je gelöscht, der Faden dieser unfassbaren Verwicklung je entknotet werden? In der Welt ihrer Gedanken hatte sich längst alles schicksalhaft ineinander gewirrt. Wenn sie nach Stunden des Versinkens wieder zu sich auftauchte, mühte sie sich, Klarheit zu finden, aber sie sah keinen Weg. Dieser eine, den sie ging, schien ihr vorgezeichnet. Den galt es jetzt zu gehen. —

Heimweh trieb sie auf. Sie nahm den Mantel und stürzte ins Freie. Kaum konnte sie die Nachbarhäuser erkennen, so dicht floss der Nebel.

Sie ging ein wenig die Dorfstrasse hinab und bog in einen Feldweg, der nach dem Lichtgut führte. Das war ihr liebster Weg, den war sie oft mit Martin gegangen. Ausser ihr war kein Mensch unterwegs. Ruhig breitete die Nacht sich aus. Der Wind hatte sich gelegt. Der Bach murmelte ihr zur Seite unter der hauchdünnen Eisedecke.

Hedwig fröstelte in der Kühle der Nacht. Sie war müde. Schmerzhalt legte sich der Nebel auf Augen und Kehle. Einen Augenblick stand sie still und sah sich um. Es war nicht viel zu sehen, dem Bach nach die dunklen Konturen nackter Bäume und Büsche. Der Nebel bildete eine Wolke um sie. — In gerader Linie lagen

ihre Fußspuren hinter ihr im Schnee. Mitten hinein in den Nebelkreis führten sie . . .

Sie war sehr müde. Schwer atmend kämpfte sie sich voran, über die weissen Feldwege. Auf ihnen hatten sich tiefe Geleise eingeschnitten. War es der Schnee auf dem holperigen Weg, der das Gehen so mühsam machte? Jeder Schritt kostete Kräfte . . .

Hedwig schauerte. War sie heimatlos geworden auf der Erde?

Dass doch etwas Lebendiges auf sie warten möchte: ein Vogel, ein Hund, eine Katze! Verloren und weiss schlief in der Mulde das Dorf. Nichts bewegte sich in dem wallenden Wogen des Nebels. Das Weltall schien für ewig verstummt. Selbst Hedwigs Schritte blieben ohne Laut.

Wieder versuchte sie kräftig auszusprechen, aber ihre Knie zitterten, es wurde ihr schwarz vor den Augen . . .

Aber vorwärts musste sie, denn inwendig kam etwas nicht zur Ruhe.

Mit einemmal wurde ihr Weg klar: er war nicht mehr an ihr irdisches Dasein gebunden. Niemand vermisst sie. In der sehnsüchtig Hinhorchenden wuchs der Glaube an die Hilfe von oben. Gottes Arm würde sie umfassen, seine Güte sie emporheben, fortnehmen aus allem Wirrsal des Lebens, jetzt, heute, in dieser nächtlichen Stunde, aus dem weissen, schweigenden Weltraum.

Geschahen in heiligen Nächten nicht Wunder? — — —

Nebel wob um ihre vorgeneigte Gestalt. Ihre Augen suchten, ihr Ohr lauschte . . . Waren nicht Hirten auf dem Felde? Sie spürte Helligkeit um sich, Licht . . . sie vernahm Engelsingen, hörte Gottes Stimme . . . Alle Träume der Kindheit erwachten . . . Eine Wolke hob sie empor, sie schwebte empor . . .

Oder war es keine Wolke? . . . Nein, das war es nicht! Schicksale können sich im Angesicht des Todes entscheiden.

Es war eines irdischen Menschen Arm, der sie aufhob, eines irdischen Menschen Stimme, die sie anrief, eine ganz bekannte, vertraute Stimme, nur dass sie zitterte und dunkel war wie in furchtbarer Bestürzung:

«Hedwig, was tust du? Wohin wolltest du?», sagte diese Stimme, und sie fühlte den rauhen Aermel eines Wehrmankleides. Ein Flüstern vernahm sie noch: «So hat die Angst in mir, mich richtig geführt . . . Darum war dein Haus dunkel . . .»

Jetzt sagte er noch mehr: «Ich habe vieles falsch gemacht, Hedwig. Heute weiss ich, dass ich nur in dir Heimat finden werde. Kannst du mir verzeihen? Oder habe ich zu viel Leid auf dich gehäuft?»

Als Hedwig schwieg, in jäher Betäubung schwieg, weil sie zu lange den Weg der Vereinsamung gegangen, um den innern Sturm sogleich beschwichtigen zu können, fuhr er angstvoll weiter: «Hedwig, ich weiss eines: in uns sind die Kräfte des Glaubens gelegt, rufe deine Kraft auf, glaube!» Er hob den Blick zu ihr und sah ihr ganz nahe in die Augen.

Dort musste das Mädchen, trotz der Dunkelheit, etwas wahr genommen haben. Ihr Gesicht wurde still. Sie legte den Arm um Martins Schultern: «Ich habe nicht die Kraft, zu sagen, was ich fühle», flüsterte sie, «aber ich will glauben.»

Er führte die Strauchelnde aus dem weissen, schweigenden Winterfeld auf die gute Strasse.

«Wer hat dir gesagt . . .», flüsterte das Mädchen, «dass . . .»

«Still!», beschwichtigte Martin, «mit Worten hat mir das niemand gesagt, aber das Müssen wächst oft schnell und riesengross in der Seele, und dann gibt es kein Halten mehr. Ich bin zur rechten Zeit gekommen . . .»

Hedwig überkam die Empfindung, als trüge sie eine neue, eben noch ungeahnte Welt in sich. Konnte, durfte dieses Neue, Mächtige emporwachsen, durfte sie ihm Raum geben? — Sie gab diesem Gefühl Ausdruck:

Wir haben noch Schweres vor uns, Martin . . . Da war wieder dieses Schwingen in ihrer Stimme, nur ein winziges Zittern, aber Martins Ohr fing es auf.

«Macht nichts! Dafür sind alle Zweifel gestorben, wir werden kämpfen und siegen . . .»

Er führte sie durch das nächtliche Dorf, dem dunklen Hause zu, das alsbald hell wurde.

Frieda Schmid-Marti